

Die Synagoge als religiöses Zentrum der jüdischen Gemeinde

Von Dieter Petri

Jeden Freitagabend, kurz vor 19 Uhr, verließen die jüdischen Männer in Tiengen ihre Häuser und gingen zur Synagoge in der Fahrgasse...

Die Männer begrüßten sich vor der Synagoge und warteten, bis Synagogendiener Aron Guggenheim, immer außer Atem, mit dem Schlüssel eintraf. Am Freitagabend hatte er auch ein Krüglein Wein für den Segensbecher (Kiddusch Schabbat) dabei. Die Synagoge war doppelt verriegelt. Zuerst wehrte ein Eisengitter mit einem abschließbarem Tor den Unbefugten den Zutritt zum Vorhof. Das etwa mannshohe Gitter wäre aber gegebenenfalls leicht zu überwinden gewesen. Vom Vorhof konnte man durch ein Portal in die Synagoge gelangen.

Beim Betreten der Synagoge bedeckte sich Vorbeter Rabbinowicz mit dem weißwollenen, schwarzgestreiften Gebetsschal, mit Fransen an den vier Ecken, Stirn und Arm.

Am Freitagabend wurde der Sabbat "begrüßt". Die Männer wandten sich dabei betend und singend zum Eingang der Synagoge. Die dicken Gebetbücher entnahmen sie den kleinen Schränkchen ihres Stammplatzes. Es waren wohl zweisprachige, hebräisch-deutsche Ausgaben. Gesungen und gebetet wurde allerdings nur hebräisch. Aber die deutsche Übersetzung erleichterte den deutschen Juden, deren Hebräisch-Kenntnisse in der Regel dürftig waren, das Verständnis. Das Hebräische wurde ja nur noch im Gottesdienst und vielleicht formelhaft bei familiären Festtagsbräuchen verwendet. (Vor allem der

heutige Staat Israel hat aus der hebräischen Kultsprache wieder eine lebendige Umgangssprache gemacht.)

Der Hauptgottesdienst fand am Samstagmorgen um 9 Uhr statt. Die Synagogenbesucher fielen dabei durch ihre schwarze Kleidung und ihre hohen schwarzen Zylinder auf. Letztere scheinen eine besondere Gepflogenheit der Tiengener Juden gewesen zu sein. Die Tiengener Juden hielten an diesem "Festtagsstaat" fest, obwohl er in den zwanziger Jahren schon aus der öffentlichen Mode gekommen war. Vielleicht war der Zylinder selbstbewusster Ausdruck für den emanzipierten Juden, der sich endlich und für immer im Vollbesitz bürgerlicher Rechte wusste. Die Tiengener Juden waren nicht nur bewusste Juden, sie waren auch überzeugte Deutsche, die es sich in den zwanziger Jahren nicht vorstellen konnten, dass man sie in diesem Land nochmal verfolgen könnte.

Der Gottesdienst konnte erst beginnen, wenn wenigstens 10 Männer die Synagoge betreten hatten. Zu dieser Vollzahl (Minjan) konnten auch die männlichen Jugendlichen hinzugezählt werden, die die Bar Mitzwa abgelegt hatten. Schon in den zwanziger Jahren war es nicht immer leicht, die Zehnerzahl zu erreichen. 1925 zählte die Israelitische Gemeinde nur 11 erwachsene Männer. So ist es durchaus möglich, was mir eine ältere Tiengenerin aus der Nachbarschaft der Synagoge erzählte, dass an einem Sabbat, an dem in Tiengen ein großer Markttag war, ein jüdischer Kaufmann von seinem Marktstand weg in die Synagoge geholt wurde, damit der Gottesdienst zustande kam. In solchen Fällen musste die Ehefrau, die nicht zum

Gottesdienstbesuch verpflichtet war, den Geschäftsmann vertreten.

Zur Israelitischen Kultgemeinde Tiengen gehörten auch die Filialgemeinden Waldshut, St. Blasien, Säckinggen und Bonndorf. An einem gewöhnlichen Sabbat mögen aber die jüdischen Männer nicht aus diesen Orten angereist sein. Indessen kamen diese an den hohen jüdischen Feiertagen nach Tiengen, mit ihren Frauen und Kindern. Selbstverständlich besuchten auch die Tiengener Frauen an diesen Festtagen die Synagoge. Dann war die Synagoge bis auf den letzten Platz gefüllt. Die Frauen und Kinder nahmen dabei ihre Plätze auf der Empore ein. Schon der jüdische Tempel kannte eine Galerie der Frauen (Asrat Naschim).

Der übliche Sabbatgottesdienst besteht in Lesungen aus der Tora, das sind die fünf Bücher Mose (Genesis, Exodus, Levitikus, Numeri und Deuteronomium), ferner aus den Propheten, in der Predigt, in Gebeten und Gesängen (Psalmen).

Die Tora steht im heiligen Schrein (Aron hakodesch), der dieselbe zentrale Stelle einnimmt wie in der christlichen Kirche der Altar. Der Tora-Schrein markiert im Übrigen die Gebetsrichtung gen Jerusalem und seinem Tempel (-Platz). Diese "Orientierung" des Gotteshauses ist auch von den christlichen Kirchen bekannt und hängt hier mit der Christus-Sonnen-Symbolik zusammen.

Die "Aushebung" der Tora-Rolle aus dem Schrein wird von Gebet und Gesang begleitet. In feierlicher Prozession wird die Rolle zum leicht erhöhten Lesepult (Almemar) getragen und enthüllt. Die besondere Ehrfurcht gegenüber der Weisung Gottes wird durch die kostbare Umhüllung der Schriftrolle mit einem goldbestickten

Samtmäntelchen, einer Krone und einem Brustschild zum Ausdruck gebracht. In Tiengen dürfte wohl nur Religionslehrer und Gottesdienstleiter (d.h. Prediger und Kantor) Heimann Rabbinowicz in der Lage gewesen sein, in altmelodischer Weise aus der Tora vorzutragen.



Tora-Rolle aus der Synagoge in Köln

Bild: <https://fr.m.wikipedia.org/wiki/Fichier:K%C3%B6ln-Tora-und-Innenansicht-Synagoge-Glockengasse-040.JPG>

Jede Tora ist handgeschrieben und aus Pergament. Sie ist in Wochenabschnitte eingeteilt, die jeweils an einem Sabbat gelesen werden. Die Tora wird auf zwei große Holzspindeln mit einem breiten Holzkragen aufgerollt. Ein Metallfinger (Jad) erleichtert es dem Leser, die Zeilen zu finden und zu behalten. Wahrscheinlich verbietet es aber auch die Ehrfurcht, den heiligen Text mit der bloßen Hand zu berühren. Vielleicht soll aber auch auf diese Weise der kostbare Text geschont werden, damit kein ätzender Schweiß die Schrift angreift. Die Prophetentexte werden als Buch, nicht als Rolle, aufbewahrt.

Auf die Lesungen folgte die Predigt - wie im christlichen Gottesdienst auch. Heimann Rabbinowicz galt als ein hervorragender Prediger. Hier konnte er den frommen Zuhörer fesseln. Dagegen soll er Mühe gehabt haben, die Kinder im Religionsunterricht zu begeistern. Strenge und wiederholendes Üben lagen ihm nicht.

Wenn in den Sommermonaten während des Gottesdienstes die Tür offenstand, konnte es geschehen, dass Kinder den Gottesdienst störten, indem sie Steine den mit Sandsteinplatten ausgelegten steinernen Gang entlang kullern ließen. Synagogendiener Aron Guggenheim suchte dies ebenso abzustellen wie das Fußballspielen auf dem Vorplatz. Aber er begnügte sich immer mit Ermahnungen, nie wurde er handgreiflich. Es konnte aber auch geschehen, dass Kinder dem fremdartig anmutenden Gottesdienst neugierig beiwohnen wollten, was ihnen nicht verwehrt wurde, wenn sie sich ordentlich aufführten.

Außer den Sabbat- und Festtagsgottesdiensten finden in der Synagoge auch die Beschneidung, die Bar Mitzwa und die Hochzeitsgottesdienste statt. Auch das Totengebet (Kaddisch) verrichten die Angehörigen in der Synagoge - nach jedem Gottesdienst.

Die Tiengener Israelitische Gemeinde scheint gemäßigt liberal gewesen zu sein. Für die Offenheit spricht die Verwendung eines Harmoniums beim Hochzeitsgottesdienst für Lilly Bernheim; gespielt von einem christlichen Mädchen (E. Hügel). In orthodoxen (strenggläubigen) jüdischen Gemeinden dürfen sich im Gottesdienst nur die menschliche Stimme und das Widderhorn erheben. 1852 stellte der Synagogenrat der liberalen jüdischen Gemeinde von Mannheim den Antrag, die Orgel im Gottesdienst verwenden zu dürfen. Viele

Gemeinden wehrten sich mit Händen und Füßen gegen eine solche christianisierende Neuerung. In Tiengen hat man sich bei der Renovation 1863 wohl auch gegen den Einbau einer Orgel gesträubt. In der Lengnauer Synagoge kennt man bis heute noch keine Orgel.

Das griechische Wort "Synagoge" bedeutet schlicht "Zusammenkunft". Die hebräische Bezeichnung „bet ha-knesset" könnte man mit "Versammlungshaus" wiedergeben. „Knesset“ ist bekanntlich auch die Bezeichnung für das israelische Parlament. Die wenig sakral anmutende Wortbedeutung entspricht der vielseitigen Verwendung des Raumes. So bekamen in Tiengen die Kinder, die auf die höhere Schule nach Waldshut gingen, ihren Religionsunterricht in der Synagoge. Die ehemalige Judenschule in der Judengasse war schon vor dem ersten Weltkrieg für die Erteilung des Religionsunterrichtes nicht mehr benützt worden.

Moritz Meier berichtet, dass er als Flüchtling in Frankreich zeitweise auch in einer Synagoge Aufnahme fand, was keine Zweckentfremdung bedeutete, sondern einer uralten Bestimmung der Synagoge entsprach. (Vgl. Max Eisler in: Jüdisches Fest und jüdischer Brauch, Berlin 1967)

Auszug aus:

Dieter Petri, „Die Tiengener Juden und die Waldshuter Juden“, 2. Ergänzte Auflage, Zell am Harmersbach, 1984

Mit freundlicher Genehmigung des Autors zur Veröffentlichung auf der Webseite des Freundeskreises jüdisches Leben in Waldshut-Tiengen (FJL)